

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 4

Artikel: Wiederaufbau : weitere Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wiederaufbau



Weitere Antworten auf unsere Rundfrage

Illustration von Hans Laus

Vom Wissenschaftler zum Installateur

Im Juni 1932 wurden wir, d. h. mein Mann, stellenlos. Die Firma, bei welcher er als Betriebsingenieur gearbeitet hatte, kündigte ihm. Wir verstanden nicht warum, regten uns furchtbar über die Ungerechtigkeit des Direktors und des Schicksals auf, schimpften weidlich und ermunterten unsere ganze Umgebung zu gleichem Tun. Den Verwandten meines Mannes war unser Pech unverständlich, denn es sind Staatsangestellte, und diese wissen nicht, wie es in der Privatindustrie zu und her gehen kann. Mein Mann ist Elektroingenieur der ETH und ich Hauswirtschaftslehrerin. Er war damals siebenundzwanzig, ich vierundzwanzig und unser Töchterchen anderthalb Jahre alt.

Unsere Möbel hatten wir aus der hübschen Wohnung ins Lagerhaus gestellt, so daß wir unsere Habe in zwei bescheidenen Koffern zügeln konnten. Von einem finanziellen Zusammenbruch zu sprechen wäre indessen übertrieben. Das Einkommen fiel weg, ja, aber unsere Kassabüchlein lagen während den ganzen fünfviertel Jahren der Verdienstlosigkeit wohlverwahrt auf der Bank. Meine Eltern hatten uns liebevoll und gerne aufgenommen, ich selber verdiente, bald bei Schaukochen, bald als Propagandadame und schließlich als Redaktorin einer bescheidenen Frauenbeilage soviel, daß wir Kleider und andere persönliche Ausgaben daraus bestreiten konnten. Mein Mann studierte an der Uni

und am Poli und arbeitete an der Dissertation.

Daneben schrieb er Offerten, Offerten und nochmals Offerten. Denn schließlich mußten wir doch wieder eine Existenz haben. Wenn möglich eine Staatsstelle, weil die Verwandten beim Staat waren. Zudem konnten wir uns nichts Schöneres vorstellen, als pünktlich jeden Monatsersten seinen Lohn, pünktlich automatisch die Gehaltsaufbesserungen und schließlich ebenso pünktlich die Pension in den alten Tagen zu erhalten. Wir waren keine schlechten Rechner und hatten in der arbeitslosen Zeit Muße genug, zu kalkulieren, wieviel wir uns bei einem Salär von vier-, fünf- oder sechshundert Franken leisten dürften. Das Ziel unserer Wünsche war nicht hoffärtig: eine nette Wohnung, zwei Kinder und Ferien, die Aussicht auf ein ungesorgtes und nach allen menschlichen Voraussetzungen gesichertes Alter, und was durch kluges Wirtschaften der Hausfrau erzirkelt werden kann, darf für mehr oder minder elegante Kleider und Vergnügen ausgegeben werden. Die «standesgemäße Erziehung und Bildung» der zwei Kinder war mit eingerechnet. Ich muß diese Zukunftsgedanken und Pläne festhalten, denn es ist alles ganz anders geworden, als wir's geträumt und angestrebt.

Soll ich beschreiben, wie die Hoffnungen auf eine Staats- und überhaupt eine Stelle immer mehr schwanden? Muß ich beifügen, wie verbittert man wird, wenn man immer wieder sehen und hören muß, daß gute Zeugnisse und guter Wille zu keiner Existenz verhelfen und wie trostlos es ist, wenn einem die Zukunft wie mit Brettern vernagelt vorkommt? Unser Vertrauen, das Selbstvertrauen, das Vertrauen in die Mitmenschen, der Glaube an das Leben schlechthin war uns abhanden gekommen. Die Zukunftspläne und -träume schrumpften zusammen wie der Bauch an einem aufgeblasenen Jahrmarktsäuli. Schließlich entschlossen wir uns, gewissermaßen auf den Trümmern eine Existenz aufzubauen.

Am 19. Dezember 1933 eröffneten wir ein Geschäft für elektrische Installationen: Licht, Kraft, Telephon und Radio.

Heute schreiben wir Februar 1940. Wenn ich behaupte, daß wir unser Leben aufgebaut, wieder aufgebaut haben, so könnte ich das mit den Bilanzen der fünf Geschäftsjahre belegen. Ich könnte von einem Umsatz von so und so vielen tausend Franken erzählen, könnte das Unkostenkonto aufführen und über unsern persönlichen Verbrauch Rechenschaft ablegen. Aber ich will das nicht, denn es handelt sich bei uns nicht um einen finanziellen, sondern um einen moralischen Aufbau. Die Frage lautete im 1933: Läßt sich mit ernsthaftem Willen, das Brot ehrlich zu verdienen, mit guten Fachkenntnissen (halbjährige Praxis in einem Installationsgeschäft) und einer anständigen Intelligenz eine Existenz gründen? «Ellenbögen» konnten wir beide nicht, zur Verkaufskanone, zum erfolgreichen rücksichtslosen Geschäftsmann fehlte uns beiden das Zeug. Markten und schinden konnten wir auch nicht. Draufgängertum war meinem Mann, der bis anhin meistens in Laboratorien als Wissenschaftler gearbeitet hatte, fremd. Ja, er konnte sich nicht einmal in den Gaststuben und Vereinen beliebt machen, denn er hatte weder für Trinken noch für Rauchen etwas übrig. So konnten wir also mit nichts, aber auch mit gar nichts, als mit altväterischer, heute soviel belächelter Ehrlichkeit und Gradheit unsere Zukunft, unser Geschäft aufbauen. Für viele, ja für die meisten, die uns kannten, schien das Wagnis — und gar in der Krisenzeit, in der verdorbenen Geschäftsmoral — zu groß.

Wie viele Schwierigkeiten es zu überwinden gab, wie oft wir beide am Ende unserer Kraft waren, kann ich hier nicht beschreiben. Man macht sich ja keinen Begriff, wie hundert Kleinigkeiten ausschlaggebend sind, ob's vorwärts geht oder nicht. Mein Mann brauchte keinen Monat lang selber zu montieren. Es konnten rasch ein, zwei, in der Saison bis vier und fünf Arbeiter angestellt werden. Seine

Arbeit beschränkte sich sehr bald auf Kostenvoranschläge, Abrechnungen, Kontrolle, Akquisition, während ich mich der Buchhaltung und des Ladengeschäfts annahm. Eiserne Disziplin, unermüdliches Schaffen, von morgens bis abends Pünktlichkeit und Pflichttreue gehören schon dazu, wenn's trotz Mangel der üblichen «Geschäftsqualitäten» gehen soll. Das kann man nicht vom ersten Tage an, dazu muß man sich erziehen, sich selber und seinen Kompagnon und Ehepartner. Gut, wenn man sich versteht, wenn man sich richtig, herzlich lieb hat, sonst würde wohl das Eheglück an den Schwierigkeiten, die die Zusammenarbeit von Mann und Frau mit sich bringt, zerschellen.

Langsam, zäh, unermüdlich, muß Kunde um Kunde geworben werden. Man wird mit dieser Methode nicht rasch reich. Es geht im Schneckentempo aufwärts — aber es geht. Ich hatte bisweilen im Haushaltungsportemonnaie und in der Ladenkasse keinen Rappen mehr. Wir wußten nicht, woher die Finanzen nehmen, um allen Verpflichtungen nachzukommen. Das Geschäft sog wie ein Schwamm Geld auf. Aber es ging immer wieder. Wie manchmal habe ich über den grünen Einzahlungsschein geheult, wie oft über dem Lohnbuch der Arbeiter geschnupft und dann die Fünfer zusammengezählt, bis die Zahltaschlein gespickt waren. Und doch ging's immer wieder. Im Haushalt purzelte bisweilen alles drunter und drüber, innert zwei Monaten hatte ich einmal sechs Dienstmädchen. Aber auch dort löste sich ein Knoten nach dem andern. Es ging! Heute bin ich überzeugt, daß es weiterhin gehen wird. Ich weiß und habe das feste Vertrauen, daß, wenn wir bescheiden und einfach bleiben und von morgens bis abends arbeiten, mit Treue die Pflichten erfüllen, sogar etwas übrigbleibt für die andern, die schlimmer dran sind als wir.

Man lernt anders rechnen, wenn man das tägliche Brot nicht automatisch am Monatsersten gesichert sieht. Man rechnet auf weitere Sicht. Man rechnet

gewissermaßen mit der großen Unbekannten. Ich kann nicht ausrechnen, wieviel ich für Kleider und Vergnügen, für Ferien und Theater brauchen darf, und wieviel mir dann am Ende noch für die andern, für die Mitmenschen übrig bleibt. Weder mit dem Geld noch mit der Zeit noch mit der Kraft können wir eine Rechnung zum voraus machen. Wir können nur immer bereit sein für alle, die uns brauchen und fest daran glauben, daß auch für uns jemand bereit ist, wenn wir Hilfe nötig haben und daß das, was wir geben, wieder zurückkommt. Wir haben das erlebt und erfahren, wie mit dieser Rechnung das Geschäft langsam, aber stetig aufblüht, wie sich immer neue und immer mehr bekannte Gesichter zeigen hinter dem Ladenkorpus.

Und die Familie? Wie steht's mit dem Zweikindersystem?

Wir sind zu Hause in einem einfachen Einfamilien-Geschäftshaus. Drei gesunde Kinder sitzen um den Tisch und das vierte kräht im Stubenwagen. Kleine Hände helfen da und dort bei der Arbeit mit, und es muß schon etwas Wahres dran sein, wenn die Alten sagten: «Soviel Kinder, soviel Unservater.» Es ist, als ob der Segen der Unservater zu spüren wäre. Wir denken nicht an Kanonenfutter, wir denken nicht daran, daß wir's vielleicht einmal nicht vermögen, die Kinder standesgemäß studieren zu lassen. Wir hoffen nur, daß wir sie alle mit Güte und strenger Zucht zu tapfern, pflichtgetreuen und arbeitsamen Menschen erziehen können.

Wir haben viel erlebt! Wir sind sechs Jahre lang über holprige Straßen und Weglein gewandert. Wir wissen nicht, wie steinig und mühevoll unser Weg noch wird. Wir wissen auch nicht, so wenig wie alle andern, wohin uns dieser unselige Krieg führt. Aber wir spüren die Kraft, alles, was kommen mag, zu tragen, und wir glauben an die Zukunft und nehmen Tag um Tag getrost und dankbar aus Gottes Hand.

Das Kind

Man darf ja wohl etwas, was man selbst herbeigeführt hat, nicht « Schicksalsschlag » nennen. Aber ein Zusammenbruch war es jedenfalls, als ich fühlte, daß ich ein Kind haben würde, daß sein Vater es nicht haben wollte und die nun entstehenden Konflikte eine Heirat unmöglich machten. Es ist nicht zu sagen, wie schwer die ersten Monate der außerehelichen Schwangerschaft waren. Da wurde der geliebte Mann plötzlich so fremd und feindlich, der Gesundheitszustand war gestört und hinderte so den Erwerb, und die Zukunft war überhaupt nicht zu überblicken. Geld hatte ich bald gar keins mehr. Nahe Freunde hatten sich über die Angelegenheit so entsetzt geäußert, daß ich mich — sicher zu Unrecht — von allen ganz zurückzog. Da stand ich denn allein, krank, aller Mittel entblößt, in meiner Liebe schwer enttäuscht und wußte in meiner Mut- und Hoffnungslosigkeit schließlich nichts mehr als den Tod. So saß ich in einer kalten Nacht am See.

Dann geschah es, daß ein leises Pochen mich weckte. Ein ganz neues Gefühl, eine übermächtige Freude erfüllte mich. Ich fühlte plötzlich, daß ich vor Kälte erstarrt war und rannte heim in mein Mietszimmer mit dem einen Gedanken: « Wenn es ihm nur nicht geschadet hat! » In jener Nacht entschloß ich mich, für das Kind zu leben, koste es, was es wolle. *Wie* alles werden sollte, davon hatte ich freilich keine Ahnung. Aber merkwürdig: dachte ich im einen Moment verzagt, daß es bei meiner Mittellosigkeit unmöglich sei, ein Kind durchzubringen, so war der nächste Gedanke: Maria war auch arm, als der Heiland kam . . .

Die ersten Jahre behielt ich das Kind ganz bei mir. Es sollte, da ich ihm kein

Heim bieten konnte, wenigstens in seiner Mutter Heimat haben. Nun war ich kein Mädchen mehr, ich fühlte mich als Frau und bezeichnete mich auch so. Beim Suchen nach Arbeit und Verdienst mußte ich freilich erfahren, daß es einer gebildeten Frau sehr viel mehr übel genommen wird, wenn sie ein außereheliches Kind hat, als jedem Dienstmädchen. In meinem Beruf fand ich keine Stelle. Ich arbeitete aber, was immer sich bot, und machte stets nur die eine Bedingung, daß mein Bub bei mir sein dürfe. Fünf Jahre lang arbeitete ich hart und war schlecht bezahlt. In meiner freien Zeit aber war ich Mutter. Und der Umgang mit dem Kinde, das von meiner Lage nichts ahnte und mit vertrauenden Augen in die Welt sah — gesund und froh wie jedes andere Kind — gab mir so viel Kraft, daß ich dieses fast unmögliche Leben fünf Jahre lang leben konnte. In dieser Zeit fand ich Freunde, wertvolle Menschen. Als ich dann wieder mit schwer gestörter Gesundheit vor einem neuen Scheideweg stand und sah, daß ich meinem heranwachsenden Buben später nichts würde sein können, wenn es so weiterging, da ermutigten mich diese Freunde zu einem neuen Weg und boten mir hilfreiche Hand dazu. So kam es, daß ich das mir oft selber unerhört scheinende Wagnis unternahm, noch einmal mich auf die Schulbank zu setzen und auf meinen früheren Beruf, der für mich keine Möglichkeiten mehr hatte, einen neuen aufzubauen. Noch weiß ich nicht, ob mein Wagnis gelingen wird. Aber ich fühle mich reich und stark und froh durch diese Mutterschaft, die ich erst überhaupt nicht auf mich nehmen zu können glaubte. Schicksalsschlag? Zusammenbruch? Ja sagen dazu, das ist wohl das Geheimnis, wie man seine Lage meistern kann.
